

gegenüber ihren Angehörigen. Er kann nachweisen, wie sich wichtige geistesgeschichtliche Strömungen im Bereich der Disziplinierung niederschlugen. Marian Füssel widmet sich der Wahl und Einsetzung des Rektors an der frühneuzeitlichen Universität. Sein Beitrag versucht, den Begriff des „Funktionierens“ einer Universität für sein Forschungsinteresse, die „konkreten Praktiken akademischer Selbstverwaltung“ (S. 119) zu definieren. Füssel kann deutlich machen, daß die Landesherrschaft stark darauf hinwirkte, dass die Rektoratswahl sich von einem sehr offenen Verfahren im Spätmittelalter zu einem geschlossenen, zunehmend formalisierten Zeremoniell entwickelte.

Die folgenden Beiträge widmen sich der Besetzung der Lehrstühle und dem Verhältnis von Universität und Landesherrschaft. Der Aufsatz von Julian Kümmerle hinterfragt das alte Stereotyp, wonach die „Familienuniversitäten“ der Frühneuzeit mit ihren Professordynastien grundsätzlich weniger leistungsfähig gewesen seien. Er plädiert stattdessen für eine Wertschätzung der „bildungsgeschichtlichen Breitendimension“ (S. 157) und die Untersuchung auch der akademischen Lehrer der zweiten Reihe. Auch die Traditionen innerhalb einer Gelehrtenfamilie können prägend für eine Universität werden. Herausgeberin Daniela Siebe stellt anhand von 50 Berufungsverfahren an der Salana im 17. Jahrhundert die Frage nach akademischer Autonomie und landesherrlicher Beeinflussung. Die Berufungsverfahren sind als dynamische und mehrdimensionale Aushandlungsprozesse zu verstehen, in denen das Interesse der Landesherrschaft an der Lehrstuhlbesetzung zwar eine bedeutende, aber eben nicht die einzige Rolle spielte. Dem wandelbaren Verhältnis von Universität und Landesherrschaft wendet sich auch Sabine Holtz am Beispiel der Universität Tübingen im 17. Jahrhundert zu. Die Maßnahmen Herzog Friedrichs von Württemberg (1557–1608) zulasten der universitären Autonomie führten letztlich zur Bildung einer Landesuniversität, welche den Herrscher bei der Schaffung effizienter Verwaltungsstrukturen unterstützte. Auch die Universität Gießen, die Eva-Marie Felschow untersucht, geriet im Laufe des 18. Jahrhunderts verstärkt in den Fokus landesherrlicher Eingriffe, die besonders auf die Verbesserung der Disziplin und der Lehrqualität abzielten, aber auch die inhaltliche Neuausrichtung zumal der theologischen Fakultät bezwecken sollten. Stefan Wallentin widmet seine Überlegungen mit einem Blick auf die Universität Jena der frühneuzeitlichen Universitätsreform. Er hebt besonders auf den Aspekt der Finanzierung ab, ohne den Chan-

gen und Perspektiven von Universitätsreformen nicht untersucht werden können.

Carsten Lind wählt in seinem weiterführenden Beitrag einen innovativen Weg zur Funktionsweise der frühneuzeitlichen Universität, indem er sich den nichtakademischen Personengruppen an der Universität zuwendet. Auch diese Personen gehörten zur Universität als Rechts- und Lebensraum und verdienen vertiefte Betrachtung: So konnte ein guter Fechtmeister für die Frequenz einer Universität wichtiger sein als der akademische Ruf der Professoren (S. 206).

Der Band wird von einem Orts- und Personenregister erschlossen.

Bern

Kerstin Hitzbleck

Wolfgang Schmid: *Graphische Medien und katholische Reform. Reliquienverehrung, Goldschmiedekunst und Wallfahrt in rheinischen Städten nach dem Dreißigjährigen Krieg*. 1. Aufl. Trier, Paulinus 2008, 103 S., 978-3-790-20199-4.

Die Publikation setzt ein früheres Forschungsvorhaben des Autors über die rheinischen Heilumsschriften der Zeit um 1500 fort und widmet sich dem „Zusammenhang von katholischer Reform und neu belebten Wallfahrten“ (S. 8) in den Städten Trier, Köln und Aachen nach dem Dreißigjährigen Krieg. Barocke Bildpublizistik, Goldschmiedekunst, Domschatzinventare und Geschichtskompendien bilden die Materialgrundlage, doch im Mittelpunkt der Analyse „steht das neue Medium des großformatigen Kupferstichs“ (S. 9), der als Heilumsdruck anlässlich der Wallfahrten in Umlauf gebracht wurde und von den Pilgern neben anderen Devotionalien vor Ort erworben werden konnte. Diese in der Forschung zur frühneuzeitlichen Publizistik als illustrierte Flugblätter bezeichneten Text-Bild-Drucke dienten sowohl der Erinnerungskultur und frommen Andacht als auch der Imagepflege, da sie die Bedeutung und Reichhaltigkeit des jeweiligen Wallfahrtsortes öffentlich machen. Ganz neu, wie von S. angenommen, war dieses Medium in der Mitte des 17. Jahrhunderts allerdings nicht mehr, denn zumindest seit dem Tridentinum wurden diese Drucke verstärkt auch im Rahmen einer katholischen *Propaganda fidei* in Umlauf gebracht, und gerade auf illustrierten Flugblättern aus Kölner Offizinen (Bussemacher, Overadt, Altzenbach) finden sich explizit katholische Themen, wie die Märtyrer- und Reliquienverehrung, der Marienkult oder das mönchische Lebensideal.

Nach einer kurzen Einleitung eröffnet der Autor die Studie mit einer Darstellung der

Wallfahrt zum Hl. Rock in Trier im Jahr 1655 (Teil I, S. 9-47). Zu diesem Ereignis liegen zwei großformatige Heiltumsdrucke vor, die das Thema Reliquienweisung (*designatio*) auf recht unterschiedliche Weise vermitteln. Während das Blatt aus der Offizin des Kölner Verlegers und Druckers Gerhard Altzenbach die „heiligsten Reliquien...dem frommen Volk zum Anschauen ausstellt“ (S. 15) und daher die zahlreichen Reliquiare in einer Art Regal um ein zentrales Bildfeld anordnet, das den Blick auf die Stadt Trier und den Hl. Rock frei gibt, rückt der ebenfalls aus Köln stammende Verleger Eckhard Löffler auf seinem Druck das Ereignis des Zeigens, also den Moment der Heiltumsweisung an die versammelte Pilgerschar in den Mittelpunkt. In Teil II der Studie (S. 47-67) werden Zeugnisse zum Wallfahrtsort Köln vorgestellt. Wiederum von Löffler stammt der in Zusammenhang mit der Heiltumsfahrt von 1671 entstandene Kupferstich *Thesaurus SS. Reliquiarum*, der in 45 Bildfeldern auf 7 Etagen den Kölner Domschatz, mit dem Dreikönigsschrein als Zentralbild, zeigt. S. mahnt hier eine systematische Auswertung weiterer Bild- und Schriftquellen zum Domschatz an (Anm. 107) und verweist in diesem Zusammenhang auf Werke der Goldschmiedekunst sowie auf Beschreibungen in Geschichtskompendien bzw. Chroniken, die auf ihre je eigene Art ein gemeinsames kirchenpolitisches Programm „ins Bild setzen“: Die Stadt Köln als eine „beständige Säul deß Christlichen Glaubens“ zu inszenieren (S. 54).

Auch für Aachen (Teil III, S. 67-80), der seit dem 14. Jhd. bedeutendsten Wallfahrtsstadt im westdeutschen Raum und bereits um 1500 mit Trier und Köln in einem regionalen Wallfahrtsverband vereint, hat Altzenbach in der *Declaratio* von 1615 (u. ö.) wiederum den Typus des Reliquienregals bzw. -schranks umgesetzt. Er kombiniert die Reliquiare mit szenischen Darstellungen der Weisung der vier Hauptreliquien sowie mit Abbildungen des Gnadenbilds Unsere Liebe Frau und von Kaiser Karl dem Großen in seiner Rolle als *Fundator* des Stifts. Neben diesem Reliquienkompodium gibt es aber auch für Aachen eine Weisungsdarstellung (Kupferstich von A. Hogenberg, 1643), also ein Ereignisbild vom Wallfahrtsgeschehen in und um das Marienstift. Ein weiteres, etwas kleineres Blatt aus dem Raum Aachen (Teil IV, S. 80-87) betrifft die Kirche St. Adalbert. Im Zentrum des Stiches von Hogenberg aus dem Jahr 1632 steht Kaiser Heinrich II. und präsentiert als *Fundator* ein Modell der Stiftskirche, umrahmt wird er von zahlreichen Reliquiaren. Interessanterweise stehen alle drei vorgestellten Aachener Drucke in Verbindung mit der im Jahr 1643 zum zweiten Mal aufgelegten *Aacher Chronick* des

Johann Noppius. Den Schluss der Studie (Teil V, S. 87-92) bildet ein Pilgerdruck für die Abtei Kornelimünster (Altzenbach, 1657?), in der alle 7 Jahre im Zuge der Aachenfahrt eine Heiltumsweisung stattfand.

Ungewöhnlich ist das Fehlen eines Inhaltsverzeichnisses und einer Literaturliste. Auch der Abbildungsnachweis und die Angaben zu den Quellen ist etwas dürftig, hier hätte man sich mehr Hinweise auf den Standort und auf die Signaturen gewünscht, gerade auch im Hinblick darauf, dass manches Textblatt zu den Graphiken nicht abgebildet ist.

Die Studie von S. bietet eine Fülle an kirchenhistorischen Details zur rheinischen Sakrallandschaft (es werden Duzende von Reliquiaren vorgestellt und erläutert) und zeigt anhand der Städte Trier, Köln und Aachen auf, wie dort im Prozess der katholischen Reformbewegung die mittelalterliche Tradition der Verknüpfung von Stadtgeschichte und Heilsgeschichte (*civitas sancta*) weitergeführt und zu einem wichtigen Teil der Identitätsstiftung einer barocken Wallfahrtsstadt wurde (S. 23, 41 u. ö.). Andere Zusammenhänge zwischen den vorgestellten Materialien, etwa in Bezug auf Rezeption, Kommunikation und Überlieferungszusammenhang, werden dagegen nur angerissen, weisen allerdings den Weg zu weiterführenden Fragestellungen im Hinblick auf das Gesamtkonzept Wallfahrt. Welche konkrete Rolle spielten beispielsweise die Orden, allen voran die Jesuiten, bei der Reaktivierung des Wallfahrtsgeschehens, zumindest waren sie in allen drei Städten präsent und in Aachen gestaltete die *Societas Jesu* ein Rahmenprogramm zur Wallfahrt in Form von Theateraufführungen am ordenseigenen Gymnasium. Aufschlussreich wären in diesem Zusammenhang auch die Klärung der Autorschaft und die Einordnung der Blätter in einen größeren Verstehens- und Verständigungsprozess. Denn zumindest der Text zum Kölner *Thesaurus* verweist mit seinem kämpferischen Duktus und seinem kenntnisreichen Umgang mit kirchlichen Quellentexten auf einen geistlich gebildeten Autor, der hier – für das illustrierte Flugblatt nicht ungewöhnlich – anonym bleibt. Ein Vergleich der Pilgerzettel und Weisungsdrucke mit Reliquienpredigten, Mirakelbüchern, gelehrten Geschichtskompendien bzw. Chroniken könnte das multimediale Kommunikationsnetz rund um das Wallfahrtsgeschehen aufzeigen. Indem S. in seiner Studie die Heiltumspredigt des Petrus von Bonn S.J.(sic!) aus dem Jahr 1720 vorstellt, verweist er auf diese Zusammenhänge und unterstreicht die Ähnlichkeiten in der Kommunikationssituation, da sowohl vom Prediger auf der Kanzel als auch vom *Vocalissimus* (Heiltumsschreier, mit Zeigestock, s. Abb. 15,

19, 21) vor dem Dom die Reliquien einzeln aufgerufen und vorgestellt wurden. Die dabei übliche Einbettung in einen größeren Erzählzusammenhang (Stadtgründung, Märtyrerverleugenden, Reliquienauffindung) diente einerseits der Rückbesinnung auf alte Traditionen und damit der Abgrenzung gegenüber dem protestantischen Lager, andererseits erhöhte sie eindeutig den Unterhaltungswert der Weisung. Vergegenwärtigt man sich die damit einhergehende Reaktion der Pilgerschar, die die gezeigten Schätze mit Musik, lauten Zurufen und Hörnerklang begrüßten, entsteht das Bild einer wahrhaft ‚spektakulären Performance‘, die einer weiterführenden mediengeschichtlichen Erforschung harret.

Ludwigsburg Eva-Maria Bangerter-Schmid

*Anselm Schubert: Täufertum und Kabbalah.*

Augustin Bader und die Grenzen der Radikalen Reformation, Gütersloh: Gütersloher Verlagshaus 2008 (Quellen und Forschungen zur Reformationsgeschichte 81), 407 S., ISBN 978-3-579-05372-1.

Mit der anzuzeigenden Publikation, die als Habilitationsschrift an der Evangelisch-Theologischen Fakultät der Universität Göttingen angenommen wurde, greift der inzwischen als Professor für Kirchengeschichte (Universität Erlangen) wirkende S. eine bislang in der Reformations- und Täuferforschung nur unzureichend behandelte Thematik auf: der Lebensweg und die theologischen Vorstellungswelten des Augsburger Täuferführers Augustin Bader (1495–1530).

Die wissenschaftlich anspruchsvoll geschriebene und mit einem umfangreichen Register (397–407) versehene Monographie ist inhaltlich in vier Hauptkapitel untergliedert: Im Anschluss an eine „Einleitung“ (13–31) mit Orientierungen zur Forschungsgeschichte, zur Quellengrundlage und zur Methodik folgt als längstes Kapitel die Rekonstruktion von „Baders Biographie“ (33–202). An diese Ausführungen knüpft das Kapitel „Baders Anschauungen und Lehre“ (203–306) vertiefend an, bevor S. am Ende seiner Publikation die „Ergebnisse“ bündelt (307–319).

Die Wirkungsstätten des Augustin Bader, dessen erste Berührungen mit der reformatorischen Bewegung und mit dem Täufertum S. offen lassen muss (42), waren Augsburg als seine Heimatstadt (mit einer Täufergemeinde von 1526/27 bis zur Auflösung 1528), Straßburg, St. Gallen und Stuttgart. Bader übte den Beruf des Webers aus, so dass er mit seiner Familie stets an der Grenze zur Armut lebte (38f.). Für ihn, der die sozialen Unterschiede innerhalb der damals prägenden Stände- und

Zunftordnung schmerzlich erleben musste, war die Einwohnung Christi in seinem Reich, auf die er als Täufer hoffte, zwar mit einer Nivellierung der sozialen Unterschiede zwischen Christen, Juden und Türken verbunden (234), nicht aber mit der Auflösung der Ständeordnung. Diese erwartete er lediglich in veränderter Form, so dass die Bauern und Handwerker an die Spitze des sozialen Einflusses rückten und die Patrizier mit dem niedrigsten Stand Vorlieb nehmen mussten („Bader verkündete, der Aufstieg des Menschen zu Gott vollziehe sich analog dem Aufstieg des Handwerkers zum Patriziat.“ 253f.).

Tatsächlich kann S. Bader in deutlicher Abgrenzung von der bisherigen Forschungsgeschichte (15–24) als eine Persönlichkeit ‚freilegen‘, die „zutiefst in der spätmittelalterlichen Welt eines städtischen Handwerkers verwurzelt war, insofern Bader seine täuferischen Anschauungen „im engen Konnex zu den ihn umgebenden kulturellen, sozialen und religiösen symbolischen Systemen entwickelte“ (310), unter anderem die Bedeutung der Kleidung (245–254), die Lehre von den drei Leben (227–244) und seine Missionspläne (254–256). Erstrangiger Orientierungspunkt auch für Baders geistliches Leben und täuferische Überzeugungen waren die von ihm gepflegten Kontakte zu weltlichen und religiösen Autoritäten, darunter erstrangig zu Hans Hut (54–60; 104–108; 203–225; 277–281), alsdann zum ehemaligen Priester Oswald Leber (70–103; 227–234; 254–260; 281–284; 281–284), über den die Gedankenwelt des Johannes Reuchlin und dessen Tradition der christlichen Kabbalah (147–149; 257–285) bei Bader ihre Autorität entfalten konnten. Freilich folgte er dieser ihm fremden Tradition nur so weit, wie ihm das mit den Lehren von Hans Hut vereinbar schien (277–281).

Ohne Zweifel verdient die auf breiter Quellenbasis rekonstruierte inhaltliche Fülle, die in der vorliegenden Habilitationsschrift ausgebaut wird und in dieser Besprechung nur angedeutet werden kann, eine ausdrückliche Leseempfehlung. So macht S. vielfältig plausibel, mit welchen Schwierigkeiten sich ein täuferischer Handwerker im 16. Jahrhundert konfrontiert sah, wenn er die Frage nach der richtigen Auslegung der Heiligen Schrift zu beantworten hatte. Da Bader selber theologisch nicht weiter gebildet war, orientierte er sich in dieser Frage an den von ihm als theologisch-religiöse Autoritäten wertgeschätzten Hans Hut und Johannes Reuchlin: „Bader berief sich stets darauf, von Gott selbst zu einem besonderen Werk ausersehen zu sein – und doch suchte er seine täuferische Lehre durch die Autorität eines Gelehrten abzusichern.“ (312)